

Auf alten Spuren im Lande Jehovas

Autor(en): **Endres, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **47 (1964)**

Heft 7

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Glaube an einen real und personal gefaßten Gott ab. — Beide behalten zwar Wort und Begriff «Gott», übertragen sie aber auf rein diesseitige, innermenschliche Werte.

Ja, aber die katholische Kirche, ihre festgefügte Struktur und Kirchenlehre? Ein Blick nach Rom auf die beiden Sessionen des zweiten Vatikanischen Konzils genügt vollauf, um uns zu zeigen, daß auch da alles in Fluß und in die Schwebe geraten ist.

Nein, eine feste und sichere Lebensauffassung finden wir im Christenglauben nicht mehr, wohl aber das verständliche Bestreben, eine solche Sicherheit und Festigkeit wenigstens nach außen hin, als Fassade, aufzustellen und glaubhaft zu machen.

Unsere eigene Welt- und Lebensauffassung, auch die darf natürlich in ihren bisherigen wissenschaftlichen Resultaten nicht als absolut fest und sicher erklärt werden, das wäre eine Illusion. Sie erhebt aber auch gar nicht den Anspruch auf eine solche absolute Sicherheit. Fest und sicher daran ist nur unser Entscheid, nicht mehr auf der christlichen Offenbarung, sondern auf der irdischen Realität aufzubauen, alles andere ist ständige Ausbau- und Aufbau-Arbeit, ständige Bemühung um Annäherung an die Wahrheit. Hier auf alle Fälle findet der heutige Mensch mehr Festigkeit und Sicherheit als in den biblischen Glaubenslehren.

Ob nicht Papst Paul VI. diesen unseren Ueberlegungen und Darlegungen, in seiner inneren Auseinandersetzung wenigstens, zustimmen könnte — zustimmen müßte? Dr. E. H., B.

Rund um die Calvinfeiern

Seit den fernen Jahren, da ich in der Sekundarschule den Worten meines Sekundarlehrers lauschte, der uns in der Geschichtsstunde von jener Zeit erzählte, die mit dem Namen des Reformators von Genf: Jean Calvin, genannt Johann Calvin, verbunden ist, ist das damals Gehörte nicht mehr aus meinen Gedanken gewichen. Einen besonders starken Eindruck hat mir die Tatsache gemacht, daß dieser berühmte Mann seinem geistigen Gegner, dem spanischen Arzt und Theologen Michael Servet, den Prozeß gemacht hat, und es ihm gelang,

diesen zum Tode verurteilen zu lassen, und zwar durch die besonders grausame Strafe des Verbrennens bei lebendigem Leib auf dem Scheiterhaufen. Nun las ich am Samstag, 23. Mai 1964, im «Tagblatt der Stadt Zürich», daß in einer Kirche meines Wohnquartiers eine «Gedächtnisfeier zum 400. Todestag von Johannes Calvin» stattfinde.

«Daran nimmst du teil», dachte ich und setzte mich am Sonntag erwartungsvoll auf eine Kirchenbank. Nach der Erledigung der kirchlichen Angelegenheiten stieg der Pfarrer auf die Kanzel hinauf und begann seine Predigt. Doch ich mußte bald feststellen, daß ich am falschen Ort war und vergeblich darauf wartete, eine Erklärung zu erhalten für das absonderliche Verhalten dieses heute gefeierten Oberhauptes der Genfer Kirche der Jahre 1536—1564 und daß von Gedenken seines Opfers Michael Servetus kein Wort zu hören war. Der Pfarrer zog es vor, darüber nicht zu sprechen, sondern sich in die Zeiten von «Nikodemus» (zu Beginn unserer Zeitrechnung) zu vertiefen und im übrigen den stumm und unbeweglich dasitzen den Kirchgemeindegliedern eine Mahn- und Bußpredigt zu halten. Enttäuscht suchte ich mein Heim auf.

Doch, da wurde ja am gleichen Sonntag, um 11.30 Uhr, am Radio ein öffentlicher Vortrag aus dem Studio Bern übertragen: «Gespräch mit Calvin», zum 400. Todestag des Genfer Reformators, gehalten von Prof. Dr. Walter Nigg. Natürlich schaltete ich das Radio ein. Der Referent sprach in hämmernder, harter Diktion von diesem protestantischen Glaubenseiferer, von seiner fleißigen Arbeit und von seinem umfänglichen Lehrbuch «Christianae religionis Institutio», von der strengen Kirchenzucht und von den grausamen Sittengerichten, die über Tun und Lassen der Genfer Bürger zu urteilen hatten.

Es wäre wohl aufschlußreich und erschütternd, in den damaligen Gerichtsakten zu forschen, wie es dort zu und her ging: ob die Kinder ihre Eltern anklagen konnten, wenn sie im Familienkreise eine Handlung feststellten, die auf dem Index stand; ob die Eltern zum Kadi liefen, wenn die Jünglinge und Jungfrauen sich etwas Menschliches erlaubten, oder gar der Gatte die Gattin, oder umgekehrt, beim hohen Sittengericht verpetzte, wenn es einem von den beiden in den Kram paßte.

Welche Richtlinien dieser entsetzliche Mensch, der sich Gottes Stellvertreter wähnte, herausgab, die noch gestatteten, Nachkommen zu zeugen, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auf alten Spuren im Lande Jehovas

Es wäre gar nicht nötig, daß wegen großwahnwitziger Ideen die ganze Menschheit nach heutigem Muster zugrunde gehen und verelenden muß. Die Natur sorgt auf ihre Art schon ganz von selbst für Untergang und Erneuerung.

Sehen wir doch einmal, was aus dem alttestamentlichen Ur, oder Ur-Chasdim der Chaldäer geworden ist. Ur ist nach 1. Moses 11/31 die Vaterstadt Abrahams im damals wirtschaftlich und politisch glanzvollen Babylonien. Aber Gott hatte anderes zu tun, als seine Augen auf der Geburtsstadt seines Lieblings Abraham zu halten. Sein «Siebentage-Werk» (heute kennen wir ähnliche Bezeichnungen, wie «Anbauschlacht», «5-Jahresplan», «5-Tagewoche» etc.) muß doch nicht so «vollkommen» gewesen sein, denn sein Weg bis heute durch all die Länder und Städte ist ein grauenhafter Weg der Zerstörung und fortwährender Strafe. Bis zum Jahre 1927 waren die Ruinen dieser Stadt der Könige «Ur» verschollen und unbeachtet verfallen, vermodert und verschwunden.

Apropos «Siebentage-Werk Gottes». Da sei nebenbei bemerkt die Einstellung hiezu des französischen Jesuitenpaters Pierre Teilhard de Chardin, der 1955 im Alter von 74 Jahren gestorben ist. Er war ein großer erfolgreicher Paläontologe, der auf Grund seiner wissenschaftlichen Forschungen in Europa, Afrika und China die biblische Weltgeschichtslehre unserer Zeit mit einem eigenen, für den Vatikan revolutionären Weltbild in Vorlesungen und Schriften konfrontierte. Seine Schüler und Leser waren von ihm in Massen

begeistert. Er fand auch, daß für den Menschen von heute doch vier Entwicklungsphasen der Erde entscheidend wichtig sind:

1. das astrische Zeitalter (währenddessen sie sich aus einem Gasball zum festen Planeten formte);
2. die azoische Phase als Vorbereitungszeit der Entwicklung der Lebewesen;
3. die Epoche der pflanzlichen und tierischen Organismenentfaltung;
4. die historische Zeit, die durch die Entwicklung des Menschen und seiner Kultur zu einer erheblichen Umgestaltung der Erdoberfläche, zur Umformung der Natur in Kulturlandschaften führte.

Nach der bisherigen Forschung sind seit der 1. Epoche zirka 2000 Millionen, seit dem Einsetzen des Lebens zirka 1200 bis 1500 Millionen und seit Beginn der Menschheitsgeschichte etwa 400 000 bis 500 000 Jahre verstrichen.

Das macht nach Adam Riese und dem lieben Gott, von dem er das ja direkt mündlich erfuhr, zusammen genau 6 Tage und einen siebenten als Ruhetag. Um es mit den Vatikanbrüdern immerhin nicht zu verderben, meinte jedoch Pater Chardin, daß die Entwicklung der Erde und somit auch die 7-Tage-Woche Jehovas ja immer noch weiter dauere, also noch gar nicht beendet sei, was wir ja ebenfalls aus gegenwärtigen Katastrophen, den fortwährenden Kriegsgreueln und atomaren Versuchen etc. gut zu erkennen vermögen.

«Gott will, daß wir asketisch leben, nicht im Kloster, sondern inmitten der Welt, wie wenn sie ein Kloster wäre».

Dies hatte für die Genfer Männer und Frauen zu bedeuten: Schließt des Nachts Türen und Fenster fest zu! Die Horcher und Angeber suchen Opfer für die sadistischen Folterknechte und Henker.

Prof. Dr. W. Nigg zog es vor, «nicht sprechen zu wollen von den Schattenseiten von Calvins Terror»! Warum nicht?

Ein Requiem für den erbarmungswürdigen Michael Servet wäre hier sehr am Platze gewesen. Wohl kann man einwenden, im 16. Jahrhundert waren die Sitten und Gebräuche anders (der Begriff Glaubens- und Gewissensfreiheit war unbekannt), man könne sie nicht mit dem Denken und Handeln im 20. Jahrhundert vergleichen. Doch, Johannes Calvin war ein Schriftgelehrter, er hat ja ein Buch verfaßt über die christliche Lehre. Die Seligpreisungen der Bergpredigt waren ihm ganz bestimmt bekannt, in denen es heißt:

Selig sind die Barmherzigen,
denn sie werden Barmherzigkeit empfangen.
Selig sind, die Frieden halten,
denn sie werden Kinder Gottes heißen.

Weiter kannte er die Worte:

Ich aber sage euch, daß jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, dem Gericht verfallen wird.

Auch das Vaterunser übte keinen mäßigen Einfluß aus auf den krankhaften, hartherzigen Kirchenlehrer, wo es heißt:

wie auch wir vergeben unsern Schuldnern.

Zwangs- und Gewaltmaßnahmen Calvins und seiner Helfershelfer seien «keine Schreckensherrschaft» gewesen, meinte Prof. Nigg.

Ich frage dagegen: Die Genfer Bevölkerung hatte in den Jahren 1542—1546 Gelegenheit an 58 Hexenverbrennungen teilzunehmen — ist das nicht Schrecken genug?

Wir haben in unserm «christlichen Staat» die Möglichkeit, Jahr für Jahr die Leiden und das Sterben Jesu nachzuerleben, wenn wir Predigten besuchen, Radiosendungen hören und Leitartikel in fast allen Zeitungen lesen.

Am Karfreitag 1964 hat sich ein katholischer Priester sogar dazu verstiegen, den Radiohörern bis ins kleinste Detail zu beschreiben, wie eine Kreuzigung vor sich geht und auf welche Weise bei dieser Hinrichtungsart der Tod eintritt. — Mich

wundert nur, woher dieser Theologe das so genau weiß und ob er in seiner nächsten Rede auch einmal beschreiben möchte, was ein armes Opfer des unmenschlichen Wahns leidet, das an den Pfahl auf dem Scheiterhaufen gebunden und bei lebendigem Leib verbrannt wird.

Möchte doch einmal ein Komponist geboren werden, so fähig wie J. S. Bach, der in seiner Matthäuspassion das Sterben Jesu so innig mittels Tönen beschreibt. Ein Komponist, der das Leiden von Michael Servet in Töne setzt, der im Jahre 1553 in seinen unsagbaren Qualen vom Scheiterhaufen herab schrie: «Pitié! Pitié!» (Erbarmen).

Dies sind meine Gedanken an eine schaurige Untat eines berühmten gemachten Reformators anlässlich seines 400. Todestages.

Das Gedenken gilt auch allen andern Opfern dieser unmenschlichen christlichen Tyrannei.

Frau F. P.

Veni, creator spiritus!

Eine kurzweilige, aber verspätete Pfingstbetrachtung

Nur zu gut kennen wir sie, alle diese christlich-erbaulichen Herzensergüsse, wie wir sie vor irgend einem der Kirchenfeste in unserer Presse vorgesetzt bekommen; diese immer erneuten Versuche der Kirche, aus den Kirchenmauern auszubrechen und den verlorenen Kontakt mit der Öffentlichkeit, mit dem Volk wiederherzustellen. Die Geistlichen beider Kirchen, die sich dieser Aufgabe unterziehen müssen, sind nicht zu beneiden. Um überhaupt heute noch beim Zeitungsleser anzukommen und Beachtung zu finden, müssen sie sich in Sprache und Gedankenführung unserer Zeit anpassen und der Gegenwart einige Konzessionen machen — und müssen doch zugleich sich einsetzen für ein Heilsgeschehen, für Weihnachten, Ostern, Auffahrt oder Pfingsten, das seine eigentliche Heilsbedeutung, genau besehen, doch nur noch für die Kirche allein hat. Meistens sind diese Kontaktbemühungen verloren — sie verflüchtigen sich im Vakuum der allgemeinen Interesslosigkeit in diesen Fragen. Wenn es gut geht, werden diese Artikel dann zur Kenntnis genommen, wenn sie von einem bedeutenden Vertreter der Kirchenlehre stammen; dann kann es vorkom-

Nun streiten sich die Leut herum, ob es sieben Tage waren «und siehe, es war wohlgetan!», oder nicht. Jedenfalls läßt der Vatikan erst seit dem Tode seines großen Prähistorikers Pater Chardin alle Mittel spielen, um dessen Thesen auszurotten und zu verwerfen. Uns kann es gleich sein; folgen wir den alten Spuren weiter.

Eine englisch-amerikanische Gesellschaft für prähistorische Forschungen fand dann eben im Jahr 1927 mit dem richtigen Spürsinn in den unscheinbaren Ruinen bei El Ungheir im fruchtbaren Zweiströmeland des Euphrat und Tigris diese alttestamentliche Stätte. Jahrelange Ausgrabungen brachten große, reiche Erfolge materieller Art; vornehmlich aber auch Aufschlüsse über damalige Sitten und Gebräuche. Aber was geschah mit jenem reichen Babylonien, das von den Griechen auch Chaldäa genannt wurde und heute als Irak Arabi bezeichnet wird?

Drei Jahrtausende vor Christi war es ein Kulturzentrum, von dem uns kunstgeschichtlich die prachtvollsten Beweise überliefert blieben. Ein Kulturzentrum, das auch auf die Grenzländer große Einwirkung hatte, möge diese nun in Handels- oder kriegerischer Beziehung gewesen sein. Was blieb weiter vom großen, starken Babel oder Babylon selbst? Wo sind die blühenden, hängenden Gärten geblieben, welche Semiramis, die viel gerühmte und besungene Königin von Assyrien, 800 v. Chr. in dieser Stadt schuf? Der Stadt, die durch Nebukadnezar im 7. bis 6. Jahrhundert v. Chr. neu erbaut wurde und mit 50 Meter hohen Mauern und hundert Toren in neuem Glanze ein buntes Völkergemisch aller Rassen beherbergte. Und wo der babylonische Turm, dieses architektonische Wun-

der, das in den Himmel wachsen sollte und nach Moses 1.11 durch die babylonische Sprachverwirrung verhindert wurde? Vergangen, verweht! —

Dem alten Judengott Jehova hat dies alles nicht mehr gepaßt. Zur Abwechslung und neuen Szenerie in seinem Strafenwahnspiel zauberte er dem König Belsazar, Sohn des Nebukadnezar, nach Daniel 5, auf geheimnisvolle Weise ein schauriges «Menetekel» an eine Wand. Diese Wahrsagerei vom bevorstehenden Sturze war natürlich längst ein heißersehnter Wunschtraum der immer noch in Babylons Gefangenschaft lebenden Juden, welche zuerst 597 v. Chr. nach der Eroberung Jerusalems und dann wieder 586 v. Chr. nach der Zerstörung dieser Stadt fortgeschleppt worden waren. Aber erst nach der Eroberung Babylons 538 v. Chr. durch den Perser Cyrus konnten jene wieder nach Judäa heimkehren.

Hatte schon Moses bei der Organisation der Stämme für den Auszug aus Ägypten gegen die servile, hadernde Unterwürfigkeit in der bestehenden Sklaverei seine liebe Mühe, so war auch in nachfolgenden Zeiten die Verträglichkeit der Stämme unter sich selbst nicht die beste. Da waren einmal die Samariter (Luk. 10.30/37) in ihrem Reich Samaria zwischen Judäa und Galiläa. Samaria war sogar einst Hauptort des Reiches Israel (1. Könige 16/24), wurde jedoch 722 v. Chr. von den Assyrern erobert und besiedelt. Herodes, der große König der Juden, baute zu seiner Zeit (374 v. Chr.) unter römischer Hoheit diese Stadt wie auch Jerusalem u. a. wieder prächtig auf und nannte sie Augusta (griechisch: Sebaste). Die verfallenen traurigen Ruinen Samarias liegen nahe dem heutigen Sebastije.

men, daß der mündig gewordene Mensch der Gegenwart vor dem Namen des Verfassers einen Augenblick stutzt und sich fragt: «Wie hat es nun *der* angefangen, dieser undankbaren Aufgabe gerecht zu werden? Als Aeußerung und Leistung eines bedeutenden Menschen hat der Artikel sicher seinen Wert; ich lege ihn einmal beiseite und will ihn bei guter Gelegenheit, im Tram oder in der Eisenbahn, in Ruhe lesen.»

So ist es uns gegangen mit dem Pfingstartikel in der «NZZ» vom 17. Mai 1964. Sein Verfasser, Peter Vogelsanger, Pfarrer und Professor an der theologischen Fakultät der Universität Zürich, ist weit herum bekannt als geistvoller und kenntnisreicher Vertreter des Christenglaubens; zudem schreibt er einen lebendigen, frisch zupackenden Stil. Also, sehen wir mal zu!

Deutlich spürbar ist des Autors Bestreben, dem Leser über das uralte Thema «Pfingsten» etwas Neues, etwas originell Gewachsenes vorzusetzen. Thema und Aufgabe erlauben aber nicht viel Seitensprünge. Die erstrebte Originalität kann sich nur in gelegentlichen kritischen Bemerkungen gegenüber der Kirche und ihrem üblichen Pfingstbetrieb auswirken, und gerade in diesen gesalzenen Bemerkungen erfreut uns der Verfasser durch seine erfrischende Offenheit. Einige Beispiele? Gerne!

«Keines unter den christlichen Festen ist dem heutigen Menschen so fremd geworden wie Pfingsten. Als verlängertes Wochenende läßt er sich eben noch gefallen. Aber zu seiner eigentlichen Botschaft hat er kaum mehr eine Beziehung. — Pfingsten mit seinem Reden vom Heiligen Geist weckt den Verdacht des Schwärmerischen, Verstiegene, Ueberspannten, ja Krankhaften. — Ich fürchte, an dieser Entfremdung sind in erster Linie wir Theologen schuld. Wir lamentieren heftig über den Mangel an Geist allüberall in unserer Zeit und Welt, klagen beweglich nicht nur über den bösen theoretischen Materialismus des Ostens, sondern über den womöglich noch böseren praktischen Materialismus des Westens. — Wir meinen, die Ehre des Heiligen Geistes sei am besten gewahrt durch Verketzerung des Menschengestes. Alles, was dieser Menschengest von den Vorsokratikern bis auf Einstein erdacht, geschaffen und bewirkt hat, wird verdächtigt und in allgemeine Verdammnis gesetzt. Eine unüberbrückbare Kluft wird aufge-

rissen zwischen dem menschlichen und dem göttlichen Geist.» — Und so geht das weiter in meist scharfen, aber wohl begründeten Angriffen auf die Kirche und die Theologie, so daß wir schließlich resigniert feststellen: Unsere eigene Kritik hat hier nicht mehr viel zu vermelden, der Theologe Vogelsanger hat an Kritik alles Wesentliche bereits vorweggenommen und ausgesprochen. Nun, darüber sind wir nicht untröstlich, denn wir sind heute und hier auf Kritik gar nicht ausgegangen. Auch lag es uns fern, allfällige innere Widersprüche in der gedanklichen Linienführung des Verfassers bloßzulegen. Wir begnügen uns heute mit einigen wenigen Bemerkungen zu diesem so seltsamen Gedankengebilde «Heiliger Geist».

In allen Pfingstbetrachtungen wird er deutlich genug herausgestellt; um ihn, den Heiligen Geist, dreht sich hier ja alles. Bei diesem vielen und immer etwas aufgeregten Reden über den Heiligen Geist, so meinen wir Diesseitsmenschen in unserem unschuldigen Gemüt, müßte doch auch endlich einmal klar werden, was es mit diesem Geist eigentlich und im Letzten auf sich hat. Falsch geraten! Je mehr die Herren Theologen darüber schreiben, desto unklarer, desto widersprüchlicher wird die Aussage, desto größer die Konfusion schon innerhalb der Theologie. Immer stärker wird dagegen der Verdacht, daß weder Kirche noch Theologie wissen, was sie unter diesem Begriff eigentlich zu verstehen haben und wie sie ihn auslegen sollen. Dieser Heilige Geist wird für die Kirchenmänner langsam zu einer peinlichen Verlegenheit. Ausbooten können sie ihn nicht, er ist im Dogma von der Trinität mit Gott und Christus zu innig verbunden; seine Ausmerzung würde die Dreieinigkeit selbst mit in den Untergang hineinreißen. Andererseits leistet er der Kirche doch auch gelegentlich einen guten Dienst — er wird als Retter aus der Not, als *deus ex machina*, herbeigerufen, wenn die Kirche selbst keinen besseren Ausweg mehr weiß. So erklärt ja die Romkirche, daß im Konklave eine gültige Wahl des Papstes nur dann zustande kommt, wenn der Heilige Geist dem Konklave beisteht, deutlicher gesprochen: *Afflante spiritu* = wenn der Heilige Geist drein bläst!

In diesem Zusammenhang eine persönliche Erinnerung aus weit zurückliegenden Tagen. Wir waren im Konfirmandenunterricht eine recht aufsässige Gesellschaft und bereiteten unserem Pfarrer, den wir als Menschen sehr achteten, mit unseren

Nun waren aber die Samarias oder Samariter ein Mischvolk aus Israeliten und fremden Kolonisten, vorwiegend Assyrern, geworden. Von der jüdischen Gemeinde wurden sie deshalb ausgeschlossen, obwohl ja allein Jehova, der Allmächtige, für die vielen Schicksalsschläge der Stämme Israels verantwortlich war. Die Samariter wußten sich aber wohl zu helfen und gründeten um 400 v. Chr. eine eigene Religionsgemeinschaft nach jüdischem Muster und mit einem Tempel auf dem Berg Garizim bei Sichem. Auch diese Stadt war teilweise israelische Residenz und teilte mit anderen 129 v. Chr. das Los der Zerstörung. Titus Flavius Vespasianus, der mild regierende römische Kaiser, welcher 66 n. Chr. den jüdischen Aufstand unterdrückte und im Jahr 70 n. Chr. Jerusalem eroberte, baute Sichem unter dem Namen Flavia Neapolis neu auf. Heute ist der Ort als Nablus auf der Karte zu finden, und in Rom zeigt der Cicerone uns auf der Ferienreise den machtvollen Triumphbogen, der von Titus nach Jerusalems Einnahme erbaut wurde, als stolzen Ueberrest.

Die Samariter in Palästina aber, welche gegenwärtig behaupten der letzte Stamm des Volkes Israel zu sein, sind heute nahezu am Aussterben. Seit Generationen schon werden diesem Stamme zu wenig Frauen geboren. Außerhalb des Stammes dürfen sie nicht heiraten, und so erreichen die Männer meist ein hohes Alter, bevor ein Mädchen geboren und ihnen anverlobt wird. Darum kann man heute weißhaarige Männer mit ihrer zukünftigen Braut und Frau sehen, die aber noch ein Kind und erst nach etwa 10 Jahren heiratungsfähig ist.

Auch in der Schweiz war einmal auf unserer «Landi» nach dem statistischen Menetekel des Direktors Brüscheiler ein empfindlicher Geburtenrückgang aktuell demonstriert. Man glaubte diesem Zustand durch Familienprämierungen, die an Viehmarktprämierungen gemahnen, steuern zu können. Die Kirche selbst gab und gibt hierzu aus machtpolitischen Gründen gerne ihren Segen. Doch die Natur wird immer ihren eigenen Gesetzen folgen.

Was haben alle die Feld- und Eroberungszüge der Könige von Assyrien, Persien, Aegypten, Judäa oder die Züge Hannibals, Alexanders und der Cäsaren dem Altertum und der Gegenwart genützt? Ja selbst die Kreuzzüge? Was ist geblieben? — Alle sind sie vermodert, die Großen, und alle Pracht ist vergangen und verweht. Was haben die Großen der Erde gewollt (auch die Kirchenfürsten)? — Das rote Gold! Was ist es, für das Völker gestorben sind? Wucher und Wind! — Und über allem thront der alte Judengott Jehova — allmächtig — allwissend, den die christliche Religionsauffassung als dreiteilige Einheit zur Auslegung bringt und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt — außer es seien Atom- und Wasserstoffbomben vom hehren Himmelszelt herab.

L. Endres

Der Gescheiterte gibt nach! Eine traurige Wahrheit; sie begründet die Weltherrschaft der Dummheit.

Marie von Ebner-Eschenbach